

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wie ich lernte

Birt, Theodor

Leipzig, 1929

Vorgeschichte

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6727

Vorgeschichte

Vorspiel

„Du bist alt. Mach' Schluß.“ Wie alt? „Nun, bald 80 Jahre.“ Ach richtig; 77. Ich hatte es ganz vergessen. Aber ich will noch nicht Schluß machen.

Ich saß voll Mißmut, als wir so sprachen, am Schreibtisch und warf die Feder weg. Ich soll meine Erinnerungen schreiben? Das heißt Schluß machen. Und gar über mich selber reden? Nichts ist ja gleichgültiger als meine Person, und die Leute haben Wichtigeres zu lesen. Jede Badeeinrichtung, jeder Füllofen ist interessanter.

„So schreibe nicht für die Leute,“ sprach die vertraute Stimme hinter mir mit süßem Ton; „schreibe zunächst nur für mich. Nimm dir Muße und blicke zurück in dein vergangenes Sein und Werden!“

In meine Kindheit?

„Ja, sei es auch nur in deine ferne Kinderzeit. Du bist auch einmal jung gewesen.“

Es war ein drückend schwüler Sommertag, als wir so sprachen. Ich schloß das Fenster. Im Stoßwind erschauerte draußen die Riesenfichte und taumelte wie ein Mast auf bewegter See. Auf der Terrasse sausten die Rosenblätter zu tausenden über die Beete. Der Horizont wird so düster. Wolken ziehen herauf; in dunklen Massen fliegen sie droben unter der Sonne hin, und violette Schatten verschlingen die Fernsicht.

Wie die Wolken, so sind wir Menschen. Die Sonne sieht sie kommen und schwinden, beides, die Menschen wie die Wolken, und steht über uns in grausamer Unvergänglichkeit.

Ich bin allein und starre hinaus. Warum wird mir so traumhaft schicksalsvoll zu Sinn? Schattengebilde gestalten sich in den Lüften. Ich schaue und schaue. Da ist ein Jüngling, ich sehe ihn deutlich, grau in grau, hoch über mir. Er kniet vor einem Weibe. Nun hebt er sich. Sie scheinen die Arme zu strecken, um sich zu umfassen. Da fliegen schon ihnen die Köpfe weg, und das Chaos verschlingt sie. Sie sind gewesen.

Ich bin erregt wie die Natur. Meine Phantasie ist schuld; sie treibt ihr wildes Wesen. Nun sehe ich einen Baum; ein Wolkenbaum steht da auf goldenem Lichtfelde und ein Kind spielt zu seinen Füßen und hebt die Hände, als wollte es nach seinen Früchten greifen. Bin ich der Knabe? Er scheint zu wachsen. Da streckt ein Drache sich aus dem Wipfel und verschlingt das Kind in seinem offenen Schlunde. Der Drachenleib schwillt gräßlich an und rollt dahin, bis er in Fetzen geht, in Wolkenfetzen.

Mir graut, und ich schließe die Augen und harre. Da kommt das Gewitter. Ich wußte es. Es grollte schon hinter den Bergen. Die Natur steht in Angst. Die Wolken wälzen sich, türmen sich pechschwarz, schwefelgelb, eine fliegende Hölle. Der Sturm braust. Der Hagel prasselt. Das Fenster klirrt. Der Donner dröhnt durch die Sphären. Blitz auf Blitz, zackig und gelb, spaltet die Nacht. Himmel und Erde in Aufruhr! Ist das nicht eine Völkerschlacht, Völkermord? Flatternde Fahnen! Offene Schlünde! Abbild des fürchterlich Erlebten. Die Batterien donnern! Regimenter taumeln. Stürzende Leiber, zu Knäueln geballt. Wogende Leichenfelder, die sich verschlingen. Und der Sturm? Jetzt pfeift er daher wie Siegeschall; jetzt stöhnt er und heult, ein Massenwehscrei der blutenden Völker.

Seltsam! So wurde mir alles zum Bilde, zum Symbol. Es betäubte mich, ich weiß nicht, wie lange es währte, bis sich der Himmel entwölkt hatte und ich das Fenster aufstieß. Auf einmal die Luft so klar! Eine wohlige Frische strömte herein, und die Sonne lachte wieder ihr ewiges Lachen.

Ewigkeit und Vergänglichkeit! Jahrtausende sind wie ein Augenblick, und auch die Völker verfliegen wie die Wolken. Ein Windstoß des Schicksals nimmt sie hinweg, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Nun bin ich ruhig. Grenzenlose, heilige Stille um mich und über mir. Alles Irdische ist wie gestorben im Licht, und mich durchschauert das Nichtsein. Sie sind heilsam, diese Gefühle, bis sich die Seele weitet und hebt in namenloser Andacht vor dem, was da unvergänglich ist. Wie bald wird auch mich das Licht verzehren?

Und da sitze ich nun doch und greife zur Feder. Ich soll von mir selbst reden und will es tun. Denn es gibt gottlob nicht nur Leben und Sterben, es gibt auch die Liebe, die alles, was ihr teuer, vergrößert, und wer bisher zu mir nur ein bißchen Freundschaft trug, ja, alle, die ich selber mit Liebe umfasse, werden mich nicht verkennen, wenn ich nun tausend Worte und mehr Worte über mich mache als je im Leben. Das Alter schüttele ich ab, um meine Kindheit zu suchen, die, ach, wie eine Trauminsel fern und verloren liegt jenseits aller Wirklichkeit, die mich heut umgibt.

Wandsbek und das Haus Haak

Womit beginnen? Mit Staunen. Ich staune, daß ich bin und war und wurde und mich selber denken kann. Ein Ich, losgelöst aus der Masse des Weltalls. Ich bin in ihm und doch außer ihm. Mir wurde das Los zuteil, Mensch zu sein, ein Rätsel zu sein und das Rätsel zu denken.

Es ist Tatsache, daß ich existiere. Ich habe es nicht gewollt. Die Schöpfung wollte es. Was die Schöpfung mit mir gewollt hat, weiß ich nicht. Es ist auch nicht gut, danach zu fragen. Man tritt nicht mit Plänen in die Welt. So ließ ich mein Leben lang die Schöpfung selbst in mir weiterwirken.

Die Natur schuf mich aus meiner Mutter. Man erzählt mir:

sie hat mich mit Schmerzen geboren. Sie gebar neun Kinder und lag in Krämpfen bei jeder Geburt. Aber sie war siegreich und herrlich und liebte uns den Schmerzen zum Trotz, und 92 Jahre wartete der Tod, ehe er sie aus dem Leben nahm. Auch dieser Wolkenfetzen verflog im Licht der Ewigkeit.

Was weiter? Es war Ende Juli des Jahres 1852, zehn Jahre nach dem furchtbaren Hamburger Brand, der damals unser ganzes deutsches Vaterland erregte. Hamburg begann schon aus der Asche sich glänzender wieder aufzubauen. Da fuhr eine Droschke aus Wandsbek nach Hamburg. Auf ihrem Kutscherbock stand eine Wiege. In der Wiege lag ich, drei Monate alt. Wer drinnen im Wagen saß, konnte ich nicht feststellen; gewiß meine Mutter und Malchen, meine Amme. Ich machte meine erste Weltreise, war in Wandsbek geboren, siedelte nach Hamburg in die Vorstadt St. Georg über und wurde am Pulverteich vom Bock gehoben. Meine Eltern und Geschwister folgten mir gottlob dorthin. So wurde ich Hamburger wie mein Vater, und ich freute mich des. Etwas Weltenodem atmet man hier. Die Ebbe und Flut, die aus den Meeren kommt, hebt und senkt hier auch den offenen Elbstrom, und wild und fröhlich fahren die Nordseestürme darüber her. Ich nahm damals freilich noch keine Notiz davon, sowie auch das große Hamburg meinen Einzug nicht bemerkte.

Er geschah in der Wiege; und die Wiege ist ein Institut, das die heutige Welt verachtet. So wiegte ich mich denn schon früh im Altmodischen, und das ist so geblieben, vorausgesetzt, daß das Altmodische auch wertvoll ist. Jene Wiege war das zum Beispiel: denn sie war aus Mahagoni.

Ewig neumodisch ist freilich die liebe Gegenwart, ewig unmodern das Gewesene. Aber die Gegenwart ist ja nichts als ein Sprung des Augenblicks ins Vergangene, und in ihr kann man nicht rasten, und die Zukunft ist nur ein gähnendes Vakuum, das man erst selbst mit Erlebnis füllt. Mein eigenes Erleben wurde erst wertvoll, als es sich am Ver-

gangenen nährte und ich historisch denken lernte. Ohne Rückschau keine Zukunft. Man kann ohne sie nichts Großes, z. B. keinen Bismarck erleben; man muß wissen, was vor ihm war. Dies Erlebnis stand mir bevor, und der Hamburger und Hanseatensohn wurde zum Deutschen.

An Wandsbek aber blieb meine Kindheit noch lange geknüpft. Da war mein eigentlicher Heimatgrund; denn da wohnten die Großeltern; da waren meine sieben älteren Geschwister, alle Brüder und Schwestern geboren, Otto, Friedrich, Ernst, John und Alex, Evelina und Friederike, und es zog sie stets wieder da hinaus und mich mit ihnen.

Damals war Wandsbek noch nicht die Schablonenstadt wie heute. Heute ist es ungefähr dasselbe, ob man Wandsbek sieht oder irgendeine andere Kleinstadt, die den Trubel der Großstadt kopiert. Rechts Reisners Ballsäle, links Karstadt mit seinem Warenhaus. Damals war Wandsbek noch ein Flecken oder ein großes Dorf von prächtigem, echt holsteinischem Typ, angelehnt an die gräfliche Domäne der Schimmelmans mit dem vornehmen Gutshof Marienthal,¹ und von wundervoll stillem Buchenwald umdrängt. Die wenigen Häuserzeilen des Fleckens umstanden bescheiden, z. T. noch mit Strohdach, den feldartig großen Marktplatz, einen von Baumalleen umhegten Zentralplatz in Dreieckform, auf dem sich herrlich rennen und reiten ließ² und in dessen Mitte die hübsche Kirche stand mit dem dolchartig hohen Spitzturm, sie selbst in griechischer Tempelform, kalkweiß, zwei hohe griechische Säulen wie Wächter am Portal. Sie stammte aus der Zeit des Empirestils. Als ihr Bau fertig wurde, strömte ganz Hamburg herbei, um das neuartige Werk zu sehen.³ Hinter der Kirche, im gleichen klassisch wirkenden

¹ Dieser Name besteht erst seit 1863.

² Das Gymnasium, das man da heute sieht, stand noch nicht.

³ Vor Jahren ist sie leider abgebrannt und nicht in gleichem Stil und in rotem Backstein ersetzt worden.

Stil, das stattliche Mausoleum der Schimmelmanns, das da erstaunlicherweise wie eine Reliquie heut noch steht.

Mein Kinderauge starrte also schon damals zu griechischen Säulen, zu griechisch geformten Gebälken empor. War es ein Omen? Der Herrenhof der Schimmelmanns dagegen schmückte seinen Park mit allerlei Statuen im Barock; aber auch aus ihnen sprach griechische Phantastik; belebter Sandstein; ich weiß nicht mehr: waren es Herkules, Proserpina, Apoll und Daphne? Sie stammten aus jener Zeit, wo der Hamburger Dichter Hagedorn von Chloë und Phyllis sang. Neuerdings (i. J. 1866) ist durch das Terrain des alten Schloßgartens die Claudiusstraße und Schillerstraße gezogen, aber heute sieht man sogar noch einige der Figuren leidlich erhalten wie durch Irrtum hinter Drahtzaun in irgendwelchen Gartengebüschen,¹ auch am Eingang des Marktplatzes den Löwen und die Löwin, leider so unscheinbar in der anspruchsvoll gewordenen Umgebung, da das Gut längst parzelliert, die gräfliche Herrlichkeit längst verschwunden ist.

An der einen Längsseite des großen Marktplatzes stand nun mit breitester Frontentwicklung die Villa meiner Großeltern, das Haaksche Gewese, aus dem meine Mutter stammte,² altmodisch, aber herrschaftlich, einstöckig mit hohem Dachgeschoß wie ein Landhaus, aus rotem Backstein; im Ornament Andeutungen des Barock. Daneben zwei Stallgebäude rechts und links; dazu Orangerie und ein Hintergarten, der mir unermesslich schien. Mein Vater heiratete 1836; bald danach baute er sich, im Jahre 1840, in kleinerem Stil dort in der Nähe an. Das hübsche Haus, das so traulich anmutet, steht zu meiner Freude noch ganz unverändert (Witthöftstraße Nr. 5). Auch seine Front blickt auf den

¹ Z. B. Ecke der Löwenstraße und Goethestraße und in der Marien-anlage bei der Jüthornstraße.

² Jetzt steht dort, gleichfalls mit breiter Front, der Palast des Stadtbauamts und Standesamts, Schloßstraße Nr. 15.

Kirchplatz. Es ist mein Geburtshaus. Dort befand sich das Licht der Welt, das ich erblickte.

Mein Vater, Fritz Birt, der junge Mensch, muß als Bauherr schon einigermaßen bei Kasse gewesen sein. Vielleicht gab es aber auch Zuschuß vom Herrn Schwiegervater. Die Geschichte schweigt davon. Jedenfalls hielt sich mein Vater damals auch Pferde und Wagen (wie sollte er sonst täglich an die Hamburger Börse kommen?). Er ritt auch, und meine junge Mutter ritt mit ihm. Das war ihr Sonntagsvergnügen. Wer weiß? vielleicht saß sie fester im Sattel als er? Das sah ihr ähnlich. Dabei war sie aber auch Gärtnerin und trieb Gemüsezücht auf ihrem großen Gartengefilde, das sich langhin ins freie Ackerland hinaus erstreckte; auch Frühbeete gab es da unter Glas. Denn es galt, die vielen Kinder, die sich einstellten, satt zu machen. Auf Bildern sehe ich noch das alles; denn ich habe noch zwei Mundtassen, groß wie Pokale, mit zugehörigen Tellern aus jener Zeit, auf denen sie Haus und Garten, dazu auch den Kirchplatz, hat malen lassen. An Kohl und Rüben und Gurken usw. also fehlte es nicht; aber meine Mutter sagte später warnend: es war Luxus; wenn man das Gemüse nicht selber zieht, lebt man viel billiger. Pflanzenkennerin blieb sie zeitlebens. Sie freute sich am Wachstum ihrer Pflanzen wie ihrer Kinder.

Da muß ich nun gleich von meinen Geschwistern erzählen. Meine Eltern reisten ins Seebad nach Helgoland; das taten sie fast jeden Sommer, und unsere gute Tante Julie hielt so lange das Haus. Deren Autorität aber war leider dürftig. Da zogen meine ältesten Brüder Otto und Ernst ihren Esel aus dem Stall, spannten ihn vor ihren Kinderwagen, schnitten das beste Gemüse aus dem Garten und fuhren in Wandsbek damit von Tür zu Tür, verkauften es flott und machten die besten Geschäfte. Das gab ein herrliches Taschengeld. Welcher Jammer, daß ich damals noch nicht lebte! Den bitteren Zorn unserer Mama kann man sich denken. Otto, der Älteste, war der Filou, wie ich glaube. Später, als Otto fort war,

ging es erschrecklich brav zu in unserem vielköpfigen Hause, ich weiß nicht, warum. Vielleicht war er uns eine Warnung. Er war der genialste, aber leider ein Durchgänger, und es sollte mit ihm tragisch enden.

Nach Helgoland liefen seit 1834 ab und an schon kleine Dampfschiffe; zumeist aber ging es noch von Hamburg im Segler dorthin, und meine Mutter bewährte sich dort gelegentlich als tapfere Frau. Man badete schon damals wie heut auf der Düne, die von der Felseninsel abgetrennt im Meere liegt. Dorthin war mein Vater mit den ältesten Söhnen zum Baden gefahren, als tosendes Sturmwetter einsetzte und sie nicht zurück konnten. Die Bootsleute fuhren zwar noch, aber mein Vater getraute sich nicht in die hochgehende Flut, die die schweren Boote wie Nußschalen hin und her warf. An Unterkunft fehlte es auf dem kahlen Sandhaufen, der Düne, noch ganz. Was sollte aus den Verlassenen werden? Meine Mutter erfuhr es, nahm ein Boot, fuhr im Sturm hinüber und holte ihren Birt mit den Söhnen heim. Sie kannte keine Furcht. Wenn mein Vater mir das erzählte (er tat es beschämt und doch schmunzelnd mit stolzem Aufblick zu seiner Evelina), wuchs meine Mutter zur Heldin in meinen Augen.

Wir wohnten nun also in St. Georg. Das Wandsbeker Haus war durch das Auftauchen meiner Wenigkeit denn doch zu eng geworden. Da wurden auch Wagen und Pferde unnötig und abgeschafft. Gleichwohl kam ich als Bub noch oft nach Wandsbek, allein schon, wenn es dort Budenmarkt gab, wo man naschen und den Kasperle sehen konnte. Dann aber ging es regelmäßig zur Großmama Haak ins Haus.

Ganz großartig für meine Kinderaugen war es, wenn man da eintrat. Erst die große, mit Fliesen gepflasterte Hausdiele, auf die alle schneeweiß gemalten Türen gingen und auch die Haustreppe mit dem ebenso weiß glänzenden, schön geschnitzten Geländer. Wie fremdartig hallte es da bei jedem Schritt (das Hallen kommt der Halle zu)! Wie eigen knarrten die Türen, als wären sie müde vom langen Dienst! Und

da hing erschreckend im Riesenölbild des Großvaters Jagdhund im Porträt überlebensgroß hoch an der Wand mit dem weißlichen Fell und Schlappohren; die Spürnase gesenkt lief er daher, als wollte er aus dem Rahmen springen. Dazu der geheimnisvolle Gewehrschrank und in der Mitte der runde Mahagonitisch, um den es sich herrlich jachtern und jagen ließ im Kriegenspielen.

Dann griff man die Messingklinke, und durch die Glastür ging's in den großen Saal. Der war so groß, daß drei Wohnstuben darin Platz hätten. Er nahm fast die ganze Rückseite des Hauses ein, und nur da lebte man. Zwar gab es noch allerlei weiße Türen, die in Nebenräume führten; aber man kam fast nie hinein. Es war Geheimnis, etwas Verzaubertes. Im Saal aber starrte ich zu allen den ausgestopften Vögeln hinauf: mächtige Adler mit ausgespannten Schwingen und Trappen, die Laufvögel (mein Großvater, der Weitgereiste, hatte sie selbst geschossen), die mit ihren Glasaugen von Schränken und Konsolen herab unaufhörlich nach mir spähten. Und dazu hinter Glas ein ganzes Völkchen von märchenhaft bunten Kolibris. Es gab tausend Dinge zu sehen. So auch der Flügel, auf dem Großmama spielte. Sie spielte nie nach Noten. Der Flügel hatte zarten Silberton und war so lang wie die halbe Saalwand, so daß eine Fülle von Ziergerät darauf Platz fand. Der Deckel wurde nie geöffnet. Auch ich habe mit meinen groben Händen oft darauf gespielt. Seinen Vollton habe ich nie erlebt. Auf den Fensterbänken aber standen ganze Dickichte von Topfgewächsen, Kameilien, Kakteen, Myrthen usf. Es war für sie da reichlich Platz; so dick waren die Mauern des Hauses.

Dann aber öffnete sich die zweite Glastür, die vom Saal in jenen Garten ging, der mir endlos schien: ein Irrgarten mit hundert Schleichwegen, dichten Gebüsch und drei Teichen. Lauter Bäume, fast kein Rasen; köstlich zum Verstecken. Gleich vorn geschorene Hecken, hohe Buchsbäume und Taxus, kugelrund gewachsen, und anderes seltenes Laub, das köst-

lich roch. Weiterhin die Himbeerbeete. Unbegrenzte Erlaubnis zum Plündern — bis von der Saaltreppe das Rufen kam. Wir taten nach Möglichkeit, als hörten wir es nicht, Alex, John und ich. Es war Großmutter's niedliche Krähstimme: „Zum Essen!“ Es gab rote Grütze mit Milch, und die große Öllampe brannte, die so sonderbar leise grunzte, wenn man sie aufzog. Aber sie erhellte immer nur eben die Tischfläche, und der weite Saal lag um uns tief im Dunkeln. Da konnten die Gespenster um uns ihr Wesen treiben.

Mein Vater war Kornmakler und kein Literaturmensch, keineswegs; aber er wußte doch eine Menge Gedichte auswendig. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, wie er mich morgens, bevor er aufstand, zu sich in sein Bett nahm (ich Jüngelchen war vielleicht fünf Jahre alt) und mir den „Handschuh“ von Schiller und den „Gang zum Eisenhammer“ aufsagte, ganz dramatisch. Es war aufregend und herzbewegend. „Und er warf ihr den Handschuh ins Gesicht!“ Wahrhaftig, das hätte ich auch getan.

So führte er mich auch oft an Sonntagen in das Wandsbeker Gehölz, so recht feierlich, beide im Sonntagsanzug. Heute rasen von rechts und links Autos hindurch; damals war es noch echte Waldeinsamkeit. Da stand im Buchenschatten ein großer behauener Stein; da machten wir Halt. Es war das Denkmal des „Wandsbeker Boten“, des Poeten Matthias Claudius. Jedem Wandsbeker war er teuer in seiner heiteren Frömmigkeit, der Landsmann und Heimatdichter. Und da machte Papa ganz feierlichen Ton, und ich hörte das: „Ich danke Gott und freue mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin, und daß ich dich, schön menschlich Antlitz habe. Auch bet' ich ihn von Herzen an, daß ich auf dieser Erde nicht bin ein großer reicher Mann und auch wohl keiner werde.“ Danach kam noch der Vers vom Sperling auf dem Dach, der doch immer satt wird.

Reich bin ich nun auch wirklich nicht geworden in meinem Leben. Der Spatz, der täglich satt wird, genügte mir. Vor allem aber „daß ich bin, bin, und daß ich dich, fein menschlich Antlitz habe“, ging mir seitdem im Kopfe herum, und ich dachte: welche Gnade, daß ich kein Tier geworden bin! Wie schrecklich, wenn ich einen Schnabel hätte! Das ist wirklich wahr! Oder wenn ich ein Hase geworden wäre, der so feige ist und so lange Ohren hat, oder auch ein Gaul, dem man die Peitsche gibt, wenn er störrisch wird. Und ich wäre als Gaul sicher störrisch geworden. Ich habe zeitlebens nur getan, was ich selber wollte. Aber nein! Ich sage zu viel. Ich weiß von einer Ausnahme, die für meinen Lebensgang sogar entscheidend wurde. Ich mußte tun, was ich nicht wollte. Davon später.

So standen wir also oftmals vor dem Denkmal im Walde. Ich weiß nicht, ob ich Wurm damals schon dachte: wie schön muß es sein, ein Dichter zu sein! Aber ich habe es später nie aufgehört zu denken.

Nun sei noch einiges Personale hinzugefügt. Mein Großvater Otto Haak war Zuckermakler und offenbar in sehr wohlhabenden Verhältnissen. Ich war achtjährig, als er starb, hatte ihn nicht allzuoft gesehen, und er schwand früh aus meinem Gedächtnis. Nur weiß ich noch, daß er zu Weihnachten zu uns in den Festsaal trat, wie ein König oder Halbgott begrüßt wurde und jedem von uns Kindern ein Goldstück in die Hand legte, das dann klirrend in unsere Sparbüchsen wanderte. Es klang gut. Auf dem Bilde, das vor mir steht, sieht er vornehm genug aus, glatt ausrasiert, nur mit zarter Andeutung eines Backenbartes unter den Ohren. Überhaupt litt unsere Familie sträflich an Haarmangel, ein Erbübel von mütterlicher und väterlicher Seite. Großpapa Birt war die Kahlheit selber.

Meine Großmutter Agnes Haak war eine geborene Schröder, Hamburgerin. Sie hat auch wohl gutes Geld mit in die Ehe gebracht (ich lese von allerlei reichen Verwandten ihres Namens): eine Dame feinsten Erziehung, graziös und geist-

reich und talentvoll, dabei kosend zärtlich zu uns; genug, zum Lieben. Sie parlierte auch gern französisch. Als in den Schreckensjahren 1807—1815 die Franzosen in Hamburg herrschten, wurde sie wie ihre Schwester Louise von französischen Offizieren umworben. Auf den Réunions tanzten sie denn auch flott mit diesen Leuten, ziemlich gewissenlos. Das Deutschsein lernte man damals erst allmählich. Jene Louise (also meine Großtante) heiratete damals sogar einen dieser Offiziere und zog als Madame Viallar nach Frankreich ab. Agnes dagegen, meine Großmutter, blieb denn doch ihrem Otto treu. Ich habe davon in meiner Novelle, die sich „In der Schrankstube“ betitelt, ausführlich erzählt. Die Sache wirkt romanhaft.

Kleine Bilder ihrer Eltern und Brüder, in Malerei hübsch ausgeführt, haben wir noch. Da sieht man ihren Vater in blauem Kleidrock, mit weißer Krawatte und weißem Gilet, ihre Mutter in der Spitzenhaube, recht steif in der Haltung; einer ihrer Brüder blond, das Haar üppig frei und genial geworfen, mit dem Typus des Lebemanns. Vor allem ist von ihr selbst ein wirklich entzückendes Kinderbild in Lebensgröße in Pastell da, in blauem, engem, bis oben geschlossenem Kleidchen, mit dicker Perlenkette um den Hals; die Stirne auffallend hoch; das nach oben gekämmte Haar, hell aschblond, verliert sich in eine erstaunlich große Tüllhaube mit rosa Bändern, matronenhaft, darin das kluge Kindergesicht steckt. Es wirkt possierlich. Leider gibt es keine Schröder-Haakschen Familienbücher, und Genaueres weiß ich nicht zu erzählen.

Birtsche Vorgeschichte. Franzosenzeit

Nun aber ist es Zeit, auch von Friedrich Birt, meinem Vater, mehr zu sagen. Seine Geschwister nannten ihn Fritz; meine Mutter hat ihn dagegen stets nur Birt gerufen (das war alte Manier, und der einsilbige Name ruft sich gut, ja

schneidig), während mein Vater sie umgekehrt statt Evelina oft zärtlich Lieschen nannte (hier ist nicht Lies—chen zu sprechen, sondern rechtes sch). Sie war ihm sehr gut, aber ihr Wille ausgeprägter als der seine. Das merkten wir, seine Kinder, sehr genau: er freute sich an uns, und sie erzog uns. Ganz natürlich. Der Hausherr ist den ganzen Tag draußen; kommt er heim, braucht er Ruhe. Die Hausfrau ist die häusliche, durchwandelt rastlos die Stuben mit scharfem Blick und macht, wenn sie Haltung hat, den Geist des Hauses. So war es damals. Heute sind die Verhältnisse vielfach so anders, und der Einfluß des Hauses leidet, wenn man die Söhne in Landerziehungsheime, die Töchter in Pensionate oder höhere Schulen schickt. Denn auch die Töchter müssen heute Berufe ergreifen; die Mütter aber können indes weit ungebundener als damals die Trottoire bevölkern.

Etwa 28jährig verliebte sich mein Vater, der ewig fröhliche, in Evelina, die 20 Frühlinge zählte. Er kam aus schlichten Verhältnissen, war aber als Jüngling ein reizender Kerl, und er wagte sich heran, marschierte ins Wandsbeker Gehölz hinaus, an welches der Haaksche Garten mit seiner Gitterpforte unmittelbar anstieß. Die Pforte war verschlossen, und auch noch ein Graben lief unter ihr her. Das hinderte nicht, daß die beiden sich sahen, sich sprachen. Blick und Stimme dringen durch alle Gitter. Durch einen Freund wurde er ins Haaksche Haus selbst eingeführt; auch auf den Réunions im Reisnerschen Gasthaus haben sie sich, wie ich nicht zweifele, getroffen, und er schrieb ihr Briefe, von denen ich den wichtigsten noch besitze. Der klingt so, als ob er nach einem höheren Wesen die Arme streckte, indem er sich für ihre „so artigen, so gütigen und so sehr lieben Zeilen“ bedankt. „O wie selig machtest Du mich dadurch, wie sehr erhebst Du mich ... Ich gestehe offen, daß oft auch banges Gefühl auf mich eindrang, ob ich werth sey eines Herzens, wie das Deine, ob ich im Stande seyn werde, solche Liebe zu lohnen ... Von Gott bat ich mir Hilfe, und Deine Güte

und Nachsicht läßt mich hoffen und leichter werden.“ Dann entschuldigt er sich, daß er das „Du“ gebraucht; die Geliebte hatte ihm noch „richtig und fein“ mit „Sie“ geschrieben, und er beteuert, daß er über sie ganz die Pflichten des Geschäfts vergißt. „Meine Gedanken sind bei Dir, für Dich, um Dich, wo ich gehe und stehe.“ So schrieb man damals Liebesbriefe. Heute hätte man es durchs Telephon gemacht.

Birt ist ein englischer Name. Genauer stammen wir aus Amerika, aus Pennsylvanien, dem Quäkerlande. Von dort war, noch vor 1780, mein Urgroßvater nach Lübeck übergesiedelt.¹ Er war Schiffskapitän (daher noch heute meine Liebe zur See, würde ich sagen, wenn ich moderner Psychoanalytiker wäre), er blieb aber in Lübeck hängen und nannte sich dort mit deutschen Vornamen Johann Friedrich. Was er dort trieb, steht nicht fest. Mutmaßlich hat ihn die Liebe dort festgehalten. Er heiratete eine Lübeckerin, Catharina Elisabeth Metscher. So wurden die Birts Deutsche. Der Name Birtin kommt schon in mittelhochdeutschen Gedichten vor. Heut' ist er in Deutschland unbekannt, wohl aber in England häufig. Er bedeutet den Heilbutt oder Steinbutt und hat mit „bird“, dem Vogel, nichts zu tun. So ist englisches und transatlantisches Blut in mir, wahrscheinlich sogar Quäkerblut. Englisch? Das Fatum hat es so gewollt. Also „fatal“? In der Tat schien es mir so während des Weltkriegs.

Der Herr Kapitän hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter heiratete in Lübeck einen Herrn Scheel. Der Sohn aber, mein Großvater Johann Christopher Friedrich Birt, siedelte 1805 siebenundzwanzigjährig, dicht vor der französischen Invasion, von Lübeck nach Hamburg über² und begründete da ein Kornmaklergeschäft, das über 100 Jahre, bis zum Jahre 1916, unseren Namen getragen hat. Erst mit

¹ Aus welchem Teil Englands er oder sein Vater nach Pennsylvanien ausgewandert war, bleibt vorläufig für uns noch unsicher; eine Vermutung weist auf Lincolnshire.

² Er war 1778 am 26. Mai geboren.

dem Ableben meines Bruders Peter Ernst Birt verschwand er von der Börse. Auch ich sollte in das Geschäft eintreten; aber ich mochte mit Geldzählen nichts zu tun haben; Geld muß wie von selbst kommen und gehn; sonst ist es eine Plage.

Es ist mir lieb, noch in den Birtschen Erinnerungen fortzufahren; denn sie sind für Kultur- und Stadtgeschichte nicht unergiebig. Da ist der Bürgereid, den mein Großvater im Jahre 1805 geleistet hat. Er ist wortreich in Plattdeutsch abgefaßt: „Ik lave und schwere tho Gott dem Allmächtigen (so hebt er an), dat ik düsem Rade u. düsser Stadt will truw u. hold wesen.“ Ich schreibe nicht alles aus. Er gelobt, an keinem Aufruhr (Upsaet) gegen den hohen Rat und die Verfassung teilzunehmen und auch sein jährliches „Schott, inglicke Törkensteuer, Tholage, Tollen, Accise u. Matten“ prompt zu zahlen. Der Eid wurde mündlich geleistet und dazu 40 Mark Courant gezahlt.

Damals gab es also, wie man sieht, in Hamburg noch Türkensteuer im Dienst des alten morschen deutschen Kaiserreichs. Im nächsten Jahr, 1806, hörte diese Steuer schon auf mit dem Reiche selber; denn in diesem Jahr legte der Österreicher Franz I. die deutsche Kaiserkrone nieder, und Napoleon errichtete den Rheinbund, der unter dem Protektorat Frankreichs stand.

Mein Großvater ahnte nicht, was darauf weiter folgen würde, und heiratete im selben Jahr die Jungfrau Catharine Henriette Pemöller, aus Hamburger Familie.¹ Vier Jahre weiter und die Franzosen standen schon in Hamburg, und die Fremdherrschaft war da. Daß das die tanzlustigen Damen wenig störte und die Schröderschen Mädchen mit den französischen Leutnants munter tanzten, daß meine Großtante Louise Schröder gar als Madame Viallar nach Frankreich ging, habe ich schon erwähnt; sie war katholisch geworden; eine kinderlose Ehe, die mit früher Trennung endete. Ma-

¹ Deren Mutter war eine geborene Wulff mit Vornamen Anna Agatha.

dame Viallar, eine hochelegante Dame (ich habe sie in ihrem Alter einmal gesehen), verbrachte ihr Leben im Kloster in Bayonne. Als sie starb, ließ sie sich als Nonne einkleiden.

Im Schröderschen Hause muß es einigermaßen patrizisch hergegangen sein, das verraten schon hinreichend die Porträts, die ich erwähnte. Viel simpler ist der Zuschnitt ohne Frage im Haus meines Birtschen Großvaters auf dem Steindamm Nr. 204 gewesen. Der Steindamm, der innerhalb der Stadtmauern vom Klostertor bis zur Petrikirche läuft, hatte wohl davon seinen Namen, daß er früher als andere Straßen Pflasterung erhielt; für die Anfuhr war das gut, und da sah man vor dem genannten Hause täglich die Wagen in Menge halten mit Getreide in Säcken, das der neue Hamburger Kornmakler, Kauf vermittelnd, als Warenprobe in kleineren Säckchen auszubieten hatte.

Die französische Mairie, die in Hamburg herrschte und in deren Dienst Hamburger Herren funktionieren mußten, hat die Stadt, wie bekannt, rücksichtslos auszuplündern gewußt und so auch den jungen Makler gehörig angefaßt. Es handelte sich nicht nur um Geld, sondern auch um Sachen. Allerlei Notizen, die das bezeugen, liegen auf Originalzetteln aus den schweren Jahren 1813 und 1814, der Zeit, wo der Feind sich in Hamburg schon unsicher fühlte, noch vor.¹ Sie beweisen jedenfalls, daß mein Großvater imstande war, sich in Hamburg dauernd zu halten, während 1814 die Franzosen die dürftigen Familien massenhaft zur Auswanderung zwangen; davon wurden z. B. auch die Eltern des Senators Petersen betroffen.

Einiges aus dem Jahr 1813, was ich da lese, sei hier mitgeteilt. Die Geldsummen scheinen uns heute freilich nicht beängstigend groß. Am 21. Juni hat er 225 Franks Kontribution gezahlt, und schon am 31. wird ihm wieder „dem Befehl des Kaisers“ zufolge von der Verpflegungskommission dieselbe

¹ Mein Onkel Wilhelm Birt hat sie aus dem Nachlaß seines Vaters übernommen.

Summe abverlangt. Schon vorher, am 8. Juni aber soll er „zur Abwendung unvermeidlicher Übel“ unverzüglich 15 Mark Courant entrichten oder „à 120 p. Ct. an Herrn Herm. Joh. Stresow in Banco abschreiben“, am 29. Juli wieder 20 Franks „bei Strafe militärischer Exekution“.² Im Ganzen mußte die Stadt damals an Steuern 48 Millionen aufbringen.

Im Jahr 1814 ändert sich Großvaters Adresse, Wandrahm 187, und die Forderungen häufen sich und gehen oft ins lächerlich Kleinliche. Da waren ihm z. B. 30 Pfund Korn und Mehl abverlangt worden, und es heißt „als Strafe für nicht erfolgte Lieferung“ soll er einen Nachtwächter in Logis nehmen. Dann soll er für die Hospitäler Bettwäsche, genauer zwei alte Bettlaken, ein altes Hemd und zwei Medizingläser liefern; dann wieder Bandagen und zwar binnen 24 Stunden mit der Drohung „sonst wird er gewaltsam aus den Häusern (!) geholt“. Dann wieder ein Paar wollene Strümpfe oder am 6. April (man höre!) auf Ordre des Herrn General Loison 1 Pfund Charpie und einen steinernen Nachtopf. Daneben her gehen die Geldforderungen: „Reclamations können nicht stattfinden.“ Auch für eine der Kasernen hat er gelegentlich in Natura einen gefüllten Strohsack, einen Pfühl, eine Matratze zu einem zweischläfrigen Bett zu beschaffen (10. Januar 1814). Am 1. April aber heißt es gar: „Da Herr F. Birt ohnerachtet der geschehenen Warnung die Quote der 10. Contribution nicht bezahlt, so wird demselben hiermit auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Präfekten die Militär-Execution auf Morgen angesagt.“

Gleichwohl muß Großväterchen doch schließlich alles gezahlt, Großmütterchen, die Frau Henriette, Strohsack, Bandagen und das Geschirr der Nacht prompt geliefert haben; denn diese Dinge gehörten in den Wirkungsbereich der Frau. Man war denn doch einigermaßen bei Gelde. Großpapa war

¹ Als Steuereinnnehmer nennt sich I. D. Harder.

² Unterzeichnet ist hier der provisorische Maire Rüder.

in der Lage, sich im Schicksalsjahr 1813 noch ein Pferd im Werte von 20 Ld'or für seinen Betrieb zu kaufen.¹

Und mein Vater, sein ältester Junge, hat das alles als Wurm schon miterlebt. Er war damals sechs Jahre alt, 1807 geboren. Wie altmodisch einfach es in seinem Elternhause herging, hat er uns oft vergnügt erzählt. Als er zwölf Jahre alt war, wollte man zum Sonntag Gänsebraten essen. Dazu waren zwei Gänse nötig. Der Alte befahl, das feine Söhnchen sollte die beiden Vögel vom Gänsemarkt holen und höchstselbst unter den Armen nach Hause tragen. Aber er revoltierte, er tat es nicht. Der grenzenlos Gutherzige verstand doch auch nein zu sagen.

Großmama Birt hat nach meinem Vater noch meine vier Hamburger Onkel Carl Birt, Alexander Birt, Wilhelm Birt und Theodor Birt und die Tanten Ernestine, Julie und Henriette (oder Jette) in die Welt gesetzt. Alle diese acht Kinder haben geheiratet. Trotzdem lebt der Birtsche Name heute nur noch in mir fort und in meinem viel jüngeren Vetter Eduard Birt, der fern von hier als angesehener Chirurg und Professor an der medizinischen Akademie in Shanghai wirkt.

Henriette hieß auch meine Großmama selbst, die geborene Pemöller. Der Familienwitz aber haftete an diesem Namen, und „sei nicht so pemöllersch“ hieß es allemal, wenn jemand von uns sich quängelich und ratlos zeigte und im Entschluß immer wieder umkippte. Dabei war meine Großmutter selbst aber gar nicht so dumm und hat ihren Kindersegen famos hoch gebracht, aber sie war als gute Hausglücke unverkennbar von mehr spießbürgerlichem Zuschnitt und der Kontrast amüsant, wenn bei uns beide Großmütter, die charmante aus großem Hause und die biedere von der Steinstraße, sich trafen und bei Tisch gegenüber saßen. Ihre Hauben waren so verschieden! in unsern Kinderaugen seltsam: wir sollten beide gleich lieb haben. Es war wie Zinn und Silber, das doch

¹ Die Quittung des Händlers W. Kröger liegt noch vor. Es war „ein braunes blaß Pferd“.

nicht auf denselben Tisch gehört. Aber wir konnten daran lernen: echte Herzensbildung gleicht alles aus.

Spaßhaft ist es, wie nüchtern geschäftsmäßig die Gute einst das Liebeswerben ihres Mannes, ich meine den Brief, in dem mein Großvater sich ihr antrug, beantwortet hat. Diese Briefprobe hat sich erhalten. Das Fräulein Pemöller macht es kurz, da sie als Haustochter viel zu tun hat.

„Lieber Herr Birt. Ich habe keine Zeit ihnen ihren Brief genau zu beantworten, allein da ich ihnen eine Antwort schuldig bin, so will ich ihnen sagen, daß dieser in ihrem Brief geäußerten (so) Wunsch auch mein Glück sein würde, und daß ich mit Vergnügen mit dem Willen meiner Eltern meine Hand geben werde. Sie werden diesen Schritt nachgedacht haben (so!). Bitte mich ferner nicht durch Schreiben zu bemühen, den ich durchaus nicht (dies „nicht“ durchstrichen) keine Zeit zu antworten habe. Ihre Freundin Catha-Pevöller“. Das Schreiben, ohne Stempel, ist offenbar nicht per Post befördert worden.

Auch dafür finde ich endlich Zeugnisse, daß mein Großvater als älterer Mann in der Bürgerschaft in sehr gutem Ansehen stand. Zu seinen Geschäftsjubiläen schickte ihm der bekannte Herr Jenisch, der dem hohen Senat der Stadt angehörte, wiederholt schöne Blumen aus seinen Treibhäusern, die er mit den ehrendsten Worten begleitete.

Das sind Berichte aus der Birtschen Urzeit. Mein Vater sprach eigentlich nur selten von seiner Vergangenheit. Man lebte in unserem Hause, wo so viel Nachwuchs um den Tisch saß, ganz nur der bewegten Gegenwart und der Zukunft mit Sorgen und Hoffen, und ich wüßte von all dem Erzählten fast nichts, wären mir die erwähnten Zettel nicht vor kurzem in die Hände gefallen. Doch habe ich meinen Großvater noch selbst gesehen. Ich war kaum sechs Jahre. An den Sonntagmorgenden nahm mich mein Vater da oft zum Besuchemachen an die Hand. Mit großer Scheu trat ich in die Stube, wo der alte Achtzigjährige im hohen Armstuhl am

Fenster saß. Ein Händedruck, ein freundliches Kopfnicken geschah. Der zahnlose Mund gab nur noch wenige Worte her. Aber seines Riesenkopfes entsinne ich mich deutlich mit der soliden Birtschen Nase und den schweren Augenlidern, die sich über das große Auge legten; denn er war müde. Dazu die kolossale Glatze, die ehrlich strahlte und jede Perücke verschmähte. Auf dem Tischchen vor ihm die Schnupftabakdose, und ein riesiges rotgemustertes seidenes Taschentuch hing von der Seitenlehne des Stuhles herunter. Ich weiß noch, wie ich ihn anstarrte. Ich hatte solches Menschenexemplar noch nie gesehen und könnte ihn malen: grotesk in seiner Schlichtheit. Mit leisen Schritten (auf dem Teppich knarnten die Stiefel nicht) gingen wir aus der Stube, um ihn in seiner Ruhe nicht zu stören. So sieht es aus, wenn man Siesta hält nach langem Tagewerk. Seine fünf Söhne waren damals längst selbständige Figuren an der Börse, und viele Enkel wuchsen ihm nach.

Wandsbeker Leben. Mein Vater

Für das Weitere aber hilft meines Vaters Tagebuch. Seit Beginn seiner Ehe hat er ein Tagebuch geführt, das fast lückenlos bis zu seinem Tode weitergeht. Ein unschätzbare Besitz. Ich nahm ihn an mich. Anfangs kurz gefaßt, wird es mit der Zeit immer ausführlicher. An jedem Sonntagmorgen setzte mein Vater nach der Kirche oder Hausandacht sich hin und schrieb eine Übersicht nieder über das, was die vergangene Woche brachte. Insofern war er also Historiker und als solcher vielleicht nützlicher als ich; denn es ist so eine Chronik entstanden, die auch für das städtische Leben Hamburgs einiges ganz Interessante enthält.

Jede Eintragung beginnt mit einem Wetterbericht, denn „das Wetter regiert den Markt“, wie mein Vater schreibt,¹

¹ Im Jahre 1851. 21. Juni.

d. h. den Getreidemarkt; jeder Wetterwechsel ist für den Landbau, also auch für den Kornmakler wichtig. Sie schließt fast immer mit frommen Worten. Es sind oft schriftliche Gebete, die in beweglichem Ton Gott danken oder um Hilfe bitten. Dahinter steht das Amen. Es war bei meinem Vater ein ständig andrängender Verkehr mit Gott, der ihn auch, wo die Sorgen sich häuften, frisch und fröhlich erhielt. Ich dachte daher oft: es war Quäkerblut in unserer Familie. Ich habe leider davon nichts abbekommen, wohl aber meine Brüder John und Alex.

Das Tagebuch ist also geradezu von einigem Wert für lokale Handelsgeschichte und für Meteorologie. Es betrifft die Jahre 1836—1891, ein halbes Jahrhundert; denn es wimmelt von Mitteilungen der Temperaturen, Hitze, Sturm, Eisbildung und Regenzeiten, und daneben stehen Listen von Kaufpreisen für Weizen, Gerste, Hafer, Raps usw. Auch Flut und Ebbe im Geschäftsgewinn wechseln dabei unaufhörlich, und es ist ein ständiges Frohlocken und Enttäuschtsein von Blatt zu Blatt. Wie erregend das Leben des Geschäftsmannes sein kann, erlebt mit, wer das liest. Der Beamte, der jährlich sein Fixum hat, ahnt das nicht, und es ist verzeihlich, wenn er darum zum Philister wird. Er gondelt im Teich, der Kaufmann muß steuern können in Stromschnellen oder auf hoher See.

Mein guter Vater schreibt als etwas selbstgerechter Christ, wenn nur sein Geschäft und nicht das der Konkurrenten glänzend geht: das kommt, weil ich gläubig bin; die Ungläubigen sind's, die nichts verdienen. Er fühlt sich wie ein Kind vom lieben Gott gestreichelt. Ist ihm soeben ein Geschäftsabschluß geglückt, so ist auf der Straße das erste, daß er den Hut abzieht und seinem Schöpfer dankt, dann geht es im Geschäftstrott weiter. Hat er dagegen Pech, so fühlt er sich als Sünder vor dem Herrn und hofft in rührend naiver Sprache auf Nachsicht von oben, einmal geradezu in Briefstil: „Hilf, Gott, Deinem Friedrich Birt junior.“ Denn jeder Wochen-

bericht schließt so mit seinem Namen; „junior“ setzt er, so lange der Vater noch lebt.

Der Pemöllersohn war als junger Mann flott und rührig und geschickt in der Menschenbehandlung, von einer gewissen harmlosen, ja anmutigen Dreistigkeit. Auch noch als alter Herr knüpfte er auf der Straße in aller Gemütlichkeit mit jedem, der ihm kam, ob Milchmann oder Senator, im gleichen munteren Ton Gespräche an, sei es auch nur über das Wetter, eine beliebte altmodische Straßenfigur im Geschäftsquartier Hamburgs.

Über seinen Vater hinweg begründete er von vornherein sein eigenes Maklergeschäft, indem er mit englischen Häusern, mit Dänemark und baltischen Hafenplätzen Beziehungen anknüpfte, reiste nach Köln, um dort den Mr. Lowndes aus London zu treffen, und Mr. John Belhouse Bowden wurde alsbald und blieb dauernd Hausfreund, der Pate meines Bruders John. Englisch sprechen war bei uns schon damals für jeden Mann des Handels selbstverständlich; denn Hamburgs Elbhafen ist England zugekehrt als Einfallstor und Schallfänger für alles, was von dort Gutes und Übles kommt. So verzweigte sich das Geschäft, und mein Vater konnte alsbald mit Verteilung der Arbeitsgebiete seine drei jüngeren Brüder, auch einen der Schwäger (Theodor Fricke) darin aufnehmen, bis zum Sackgeschäft; es handelte sich um Lieferung der Säcke für das Umladen des Getreides im Kieler Hafen. Mein Großvater, der alte Birt, führte indeß sein eigenes Geschäft in bescheidenen Grenzen fort.

So ging das Leben flott voran bis zur Üppigkeit. Mein Vater erwirbt nicht nur in der Nähe der Hamburger Börse ein Haus mit Kontoren, sondern baut zugleich in Wandsbek das wohlige Heim, von dem ich gesprochen. Die Ausstattung an Möbeln und Geschirr, die seine junge Frau ihm mitbrachte, war erlesen und sehenswert, im englischen Geschmack und noch nichts vom Biedermeierstil, wenn schon mein Vater selbst mit Vaternördern und hellgrauem Zy-

linder als Biedermeier herumging. Im Stall stehen drei bis vier Pferde, sie heißen Lotte, Juno und Fanni. Die Juno war ein Schimmel, meine Mutter aber ritt in schwarzem Kleid und schwarzer Sammetkappe auf der Lotte, und die Lotte wurde alt, hielt sich tapfer und wurde mit Pietät umgeben. Die Preise stiegen: solch Pferd kostete anfangs nur 12, dann 24, hernach 40 Louisd'or. Zweispännig wurde in der Familienkutsche gefahren, einspännig im Gig. Kutscher war der gute Johann. Mein Vater aber nennt seine Equipage im Jahr 1841 nach altem Herkommen noch „Droschke“. Der Engländer John Andley hatte im Jahr 1824 den Gebrauch von Stagecoaches mit zwei oder auch vier Pferden in Hamburg eingeführt, die man Droschken nannte.¹ Übrigens ersetzte mein Vater die Droschke schon im Jahre 1845 mit einer gelben „Chaise“, die 900 Mark kostete.

Haus und Geschäft war eingerichtet, und es galt nun, darin zu leben. Indes ist noch eins vergessen. Mein Vater war nicht nur Kornmakler und Ehemann, sondern auch Soldat. Seit der schrecklichen Franzosenzeit bestand in Hamburg die Bürgermiliz, die sich in den Friedenszeiten alsbald für den Ernstfall als wenig brauchbar erwies, ja, für Jung und Alt zum Spielzeug und zur Posse geworden war. Erst 1866 wurde sie aufgelöst und ich habe sie als Knabe noch gesehen, wie die biedereren Jünglinge und Hausväter in Waffen zusammen in Reih' und Glied formiert durch St. Georg zogen, mit brausender Musik, der Tambour voran, aber plaudernd, nach allen Fenstern grüßend, die Knarre bald auf der linken, bald rechten Schulter, und die Ehefrauen und Liebsten wandelten nebenher, die den Proviant zusteckten, ebenso die Straßengungens, auch ich. Die Truppe hatte nicht weit zu marschieren, denn in zwei Stunden war schon die Grenze des Hamburgischen Staats erreicht, die es im Notfalle gegen Dänen oder Preußen zu verteidigen galt. Im Sommer waren weiße Leinenhosen Vorschrift, aber man sah immer zwischen-

¹ Siehe A. Borchardt, Das lustige alte Hamburg, 3. Aufl. S. 157.

durch auch schwarze Beine; den Herren waren Leinenhosen zu kühl und nicht angenehm bei Regenwetter, das im Hamburger Staat zu herrschen pflegt.

Mein Papa war Kavallerist und gehörte also zur Elite und ritt noch 38jährig auf eigenem Pferde die Parade auf dem Heiligengeistfelde munter mit, aber nur als Gemeiner. Militärische Talente fehlten, auch Fechtunterricht hat er schwerlich gehabt. Einen Säbel hab' ich im Haus nie gesehen.

Aber auch als Jäger war er Dilettant, obschon er oft zu Treibjagden mitging. Sein Schwiegervater lud ihn ein, aber auch andere, und es ist für den Sonntagsjäger auch so schön, am klaren Wintermorgen durch das Holz oder über die beschneiten Felder zu pirschen und hinauszuhorchen in die Stille mit dem lustigen Gefühl, einmal schießen zu dürfen, und in der Vorfreude auf ein gutes Jagdfrühstück, bis man die Stimmen der Treiber hört. Ein Fuchs, ein Hase kommt auf. Im Zickzack läuft der Hase dahin. Mein Vater steht auf dem angewiesenen Posten mit seinem Jagdhund Pollo, der zugleich Haushund, aber höchst ungezogen war. Er hatte soeben den Hund mit seinem großen rotseidenen Taschentuch festgemacht und an die Hand genommen und biß noch schnell in sein Wurstbutterbrot, als der Köter sich losriß, dem Hasen nach, hurra! und das Taschentuch flog und wirbelte als rote Fahne im Triumph über das Schneefeld. „Pollo, Pollo! Hierher!“ Umsonst. Die infame Bestie! Großes Gelächter von allen Seiten. Auch die Treiber hatten ihr Pläsier. Das blieb in allen Zeiten unvergessen.

Erlebnisse aus den Jahren 1840—1848

Doch ich wollte vom Familienleben in meinem Elternhause erzählen aus der Zeit, wo ich noch nicht mitmachte. Nur ein flüchtiges Bild sei davon entworfen. Aber dies ist

nötig; denn aus diesem Familienvorleben gingen die Situationen hervor, in denen ich aufwuchs.

Junge Eheleute im Glück! Es war ein gesundes Leben dort draußen auf dem Lande, im Schoß der Natur und es war ein fruchtbares Leben. Das Haus füllte sich mit Kindern, ein andauernder Kinderfrühling. Freilich litt die Mutter schwer, und allemal war eine Amme nötig (der Vater lief selbst, sie rasch zu holen); aber sie blieb siegreich, ihr Wuchs von jugendlicher Schlankheit.

Ansprache und Verkehr fehlten nicht; dafür sorgten allein schon die Angehörigen meiner Mutter, so Onkel Ulrich Hilmers, der das Wandsbeker Landgut in Pacht hatte (nach ihm heiße ich Ulrich). Dessen Frau, Tante Anni, war meiner Mutter ausgezeichnete ältere Schwester. Ich habe zeitlebens für sie geschwärmt. Dazu deren Brüder John Haak und Emil Haak, beides stiermäßig schwere Gestalten mit großen Schädeln und dickem Hals und dem unheimlichen Ausdruck verhaltener Leidenschaft, dabei großzügig, verwöhnt und elegante Lebemänner. Dazu kam das Haus des Herrn Peter von Lengerke, des Onkels meiner Mutter, der aber schon 1848 starb.

Und so gab es nun in unserem Hause auch sogleich manche Fête und muntere Geselligkeit, wobei es ohne Frage recht üppig herging. Das Tagebuch jauchzt auf als im Haus der erste Champagnerpfropfen knallt.

Von den Vorzügen der Hamburger Küche will ich hier nicht reden. Wozu schuf Gott all die schönen Dinge, die den Gaumen reizen? Man gibt vieles zur Auswahl, aber mit Raffinement, und alles wird elegant serviert. Meine Mutter erwies sich in dieser Hinsicht sofort als Künstlerin. Dasselbe Tagebuch ist voll ihres Lobes. Dabei lenkte sie das Personal, das ihr reichlich zur Verfügung stand, mit kurzen Worten, sicher und zielbewußt. Auch die wichtigsten Geschäftsfreunde, Vertreter großer Häuser aus Hamburg, werden mit zum Diner geladen, denn sie sind „Freunde“, und der

Vater freut sich, von ihnen „geachtet und geliebt“ zu sein. Es gehörte etwas dazu, in das nicht allzu große Haus 70 Personen zu laden, lauter junge Herrschaften, und es wurde getanzt bis drei Uhr nachts. Der Speisesaal lag eine Treppe hoch über der Hausdiele. Auch auf die Maskerade wird gegangen, der Vater als Jockei, die Mutter als Marketerin „hübsch und fein“. Ein Klub wird gegründet, wo man l'hombre spielt. Wie der Klub im Haakschen Hause tagt, wo der junge Emil Haak den Ton angibt, wird so in Austern und Sekt geschwelgt, daß mein Vater sich beschämt davonschleicht; er hat einen „schiefen Stiebel“, aber beteuert, daß das das erstemal in seinem Leben sei. Ich bin entschlossen, es ihm zu glauben.

Jeden Sommer muß die Mutter, um Kräfte zu sammeln, ins Seebad, das erstemal auf sechs Wochen nach Haffkrug. In Sehnsucht reitet der Papa da jeden Sonntag zu ihr dorthin, oder er fährt im Gig. Hernach aber geht sie jedes Jahr nach Helgoland. Sonstige Reisen werden, bisweilen wochenlang über Land, zusammen in der Chaise gemacht. Ebenso geht es im Winter im zweispännigen Wagen aufs Eis, auf die Elbe; denn der Elbstrom fror damals oft noch fest zu. Im Jahre 1845 haben sie, kühn genug, solche Fahrt sogar Mitte März gemacht; aber es war eine Angstpartie. Das Wasser stand auf dem Eis und klatschte an den Rädern hoch, und sie waren heilfroh, bei Rotenburgsort wieder auf festes Land zu kommen.

Im selben Jahr 1845 hat mein Vater seine erste Eisenbahnfahrt gemacht, Strecke Hamburg—Kiel. Das war ein Erlebnis, der Lokomotivenpiff damals noch etwas Seltenes. Auch wenige Dampfschiffe gab es noch im Hafen, und wenn John Haak, der seine Zukunft im Ausland suchte, nach Rio und dann wieder nach Bahia fuhr, ging es natürlich per Segler.

So sei hier auch die große Reise meiner Großeltern über Paris und Lyon nach Italien erwähnt. Da hatte die Abreise

arge Schwierigkeiten; denn das Königreich Hannover hatte zwar die Eisenbahnstrecke, die das hannoversche Harburg mit Köln und Paris verband, bauen lassen, dagegen den weiteren Anschluß von Harburg nach Hamburg neidisch hintertrieben. Nur Harburg sollte florieren und Hamburg durfte von dieser handelspolitischen Maßregel keinen Profit haben. Die zwei Elbarme lagen nun trennend dazwischen, und die Großeltern mußten mit Sack und Pack im Omnibus von Hamburg nach Harburg zweimal auf Dampffähren übers Wasser setzen, um ihren Zug in Harburg zu erreichen.

Aus Italien brachten sie dann u. a. allerlei Gemälde und Farbendrucke mit, die hernach meine Knabenphantasie früh aufgeregt, die Sehnsucht nach dem Land der schönen Formen, nach den Loggien und Stanzen Roms mächtig in mir geweckt haben. Ein Riesenbild in Öl tat es mir besonders an. Da stand in Lebensgröße im Abruzzenkostüm ein junger Pifferero, ein musizierender Hirtenknabe; wirres Haar, große dunkle Augen; neben ihm hockend die schöne Mutter mit dem Spinnrocken unter Pinien und Zypressen. Solche Trachtenbilder wurden in Rom nach Schablone für die „dummen Ausländer“ zurechtgemacht, für mich aber war das Bild wie ein Märchen, so bunt und fremd. Mein Auge fraß es immer wieder und auch nicht ohne Nutzen; denn die Gestalten hatten Form, und wo Form ist, wirkt sie erziehend. Der Vortrag in Farben, der wohl grell bis ins Vulgäre ging, wirkte nur als Köder, und mein Formsinn wurde gefangen genommen.

Aber was sind Reisen, was sind Maskeraden und Tafelfreuden für den, der fragt nach Familienglück? Das Schönste ist, zu sehen, wie das Tagebuch schwelgt in der Freude an Frau und Kindern, an Haus und Garten, Wiese und Baum Schatten und dem Schlag der Nachtigall. Es war ja ein ganzes Nest von Kindern, die sich einstellten zur Wonne des Vaters. Die Mutter ist es, die hütet und erzieht, sie ist dabei „ernst

und strenge“, aber sie ist die vertrauenswürdigste, die „redlichste“ Frau. Dem Vater dagegen liegt die Strenge nicht, er kann nur Glück gebrauchen, nichts tun als hoffen, und sieht an den Kindern immer nur das Günstigste. Wie der zweite Junge, der Friedrich, gleich nach der Nottaufe stirbt, wird dies mit Leidwesen notiert, aber er forscht nicht nach den Gründen. Mein Bruder John hatte linksseitig einen Bein-schaden, er hinkte zeitlebens, die Amme soll daran schuld gewesen sein. Auch war seine Kopfbildung auffällig und nicht normal. Er ist die tragische Figur in unserem Kreise gewesen. Das Tagebuch verschweigt das; nur wird, als John drei Jahr alt ist, erwähnt, daß er da endlich gehen lernt.

Dabei sind es doch gerade die Buben, an denen sich des Vaters Auge weidet. Wie reizend, wenn der kleine Ernst, da die Mutter ihm einen Bonbon hinhält, ganz gerade durchs Zimmer die ersten Schritte macht, wenn Otto, noch nicht vier Jahre alt, mit Vaters Hilfe den Grundstein für das Wandsbeker Wohnhaus legt, wenn Klein-Ernst mutig von selbst das Schaukelpferd besteigt! Der sechsjährige Otto nimmt mit dem Vater ein Freibad in der Wanse, vergnügt und dreist; der kleine Ernst steht nur nackt am Ufer, weiß und kräftig anzuschauen, und sagt verständig: „ich will noch warten, bis ich älter bin,“ der Süße! Der kleine Alexander aber ist eine beauté. Ich heiße endlich gar im ersten Jahr meiner Existenz der kleine Liebling. Aber das ist nur im Moment so hingeschrieben, nachher verschwinde ich für lange Zeit ganz aus dem Tagebuch, wenn ich nicht einmal Ansatz zur Bräune habe.

Anfang des Jahres 1845 gab es amüsante Kindervorstellungen im Hamburger Thaliatheater: es kamen Menschen vom Nordpol, auch ein Kamel auf die Bühne; das Stück hieß: „Der artesische Brunnen.“ Dahin ging es mit den ältesten Beiden. Zu Weihnachten hat der eine auch schon französische Verse aufgesagt.

Man genoß damals das Familienglück vielleicht noch inten-

siver, noch ungestörter als heute, denn man lebte als Hamburger fast, wie ein Insulaner auf einer Insel des Indischen Ozeans lebt, da der Staat so geringe Anforderungen stellte. Es scheint nicht, daß mein Vater in Hamburg das Wahlrecht hatte oder doch von ihm Gebrauch machte, und nun gar Deutschland! Was war damals das deutsche Vaterland? Nicht oft blickt also das Tagebuch weiter aus, um zeitgenössische Ereignisse zu berühren.

Den furchtbaren Brand Hamburgs des Jahres 1842 erlebten die Meinen nur aus der Ferne. Es sollte am 5. Mai gerade die erste Eisenbahn eröffnet werden, da brach nachts in einem Speicher der Deichstraße, im Besitze eines jüdischen Händlers, das Feuer aus und legte ein ganzes Drittel der Altstadt in Asche. Immerhin erzählt mein Vater, daß noch einen ganzen Monat danach am 25. Juni, beim Aufräumen des Schuttes nahe der neuen Börse, die Stätte rauchte. Ungeheure Massen von Schutt wurden da noch aus der Stadt geschafft. Ich selbst habe als Knabe noch Reste davon gesehen, die man abergläubisch in kleinen Haufen rechts und links vor den Haustüren aufgeschichtet hatte als Abwehr gegen Wiederholung des Unheils. Damals mußten vor den Stadttoren Zelte oder Scheunen für die Abgebrannten zum Wohnen dienen; für den Winter wurden draußen auf den Wiesen zu gleichem Zweck Häuschen in Menge erbaut und auf dem Jungfernstieg selbst und auf der Esplanade kleine hölzerne Buden aufgestellt, damit die Ladengeschäfte ihrem Erwerb endlich wieder nachgehen könnten.¹

Welches Glück, daß die neue Hamburger Börse, die kaum ein Jahr zuvor im Bau fertig wurde und die in ihrer Schönheit auch heute noch Hamburgs Stolz ist, dem fliegenden Feuer, das wie im Sturm daher fuhr, wie durch Zufall entging! Die Einweihung dieser neuen Börse, Anfang Dezember

¹ Dann wurde auf den 7. Juli 'ein Buß- und Betttag angesetzt. Der Brand war „die Brandfackel Gottes“; sie soll nun die Herzen aller wieder Gott zugetan machen.

1841, war meinem Vater natürlich unendlich wichtig, und ausführlich erzählt er, wie man mit Wehmut von der alten Börse Abschied nimmt, die ganze Kaufmannschaft — die Makler am Schluß — in langem Zug zur neuen Börse marschiert und dort in der schönen Halle die Hymne „Auf Hamburgs Wohlergehn“ angestimmt wird, die auch ich als Bube oft gesungen habe.

Nach so viel Worten, die mein Vater auf diese Schilderung verwandte¹, ist es um so auffälliger, daß er das berühmte

¹ Der erste Akt (am 2. Dezember) scheint ziemlich langweilig gewesen zu sein; Senat, die Oberalten, die Pastoren, auch Vertreter auswärtiger Staaten waren zugegen, und es gab Reden und Gesang der Liedertafel, aber auch von Solisten; der Syndicus Kauffmann las eine lange Rede ab; sehr gut sprach Herr Busch. Zwei Tage danach versammelte sich die ganze Kaufmannschaft noch einmal in der alten Börse, die hart an einem der Fleete in der Nähe der Trostbrücke lag. Es war der letzte „Ehrentag“ des Gebäudes: also großartiger Flaggenschmuck, alle Fenster der umliegenden Häuser von Damen besetzt; selbst das Dach der Börse voll Menschen. Dazu schönstes mildes Wetter. Um 1 Uhr Trompetensignale. Alles singt: „Nun danket alle Gott“! Dann feierliche Stille, und die Liedertafel sang herrlich die folgenden Verse:

Zum letzten mal steh'n wir versammelt
An diesem altehrwürd'gen Ort.
Im Trennungsschmerz die Lippe stammelt(!)
Ein dankerfülltes Abschiedswort.
Denn was wir hier in Kraft vollendet,
Das hat für keine Zeit geendet.

Das Stammeln der Lippe wird hoffentlich nur der Reimnot verdankt. Das Lied aber steigert sich:

Lebwohl, du Stätte rüst'gen Strebens,
Des deutschen Handels stolze Zier.
Du eintest hier uns nicht vergebens.
Ja, eines Sinns geloben wir:
Wie auch die Welt sich wird gestalten,
Wir wollen deinen Ruhm erhalten.

So denkt Hamburg Gottlob noch heute. Dann stellten sich alle zum Festzug auf, die Kommerzdeputation voran. Es war ernst und rührend, der Abschied wehmütig; „denn 17 oder 18 Jahre (schreibt mein Vater)

Revolutionsjahr 1848 völlig totschweigt. Auch in Hamburg gab es da ein Sturmlaufen gegen die altväterlich aristokratische Regierung mit ihrem Senat und den Oberalten; nur die im Stadttinneren Erbangesessenen waren damals wahlberechtigte Bürger. Ein lautes Parteitreiben setzt ein, die Demokratie rumort, das Judentum zeigt seinen Einfluß. Erklärlich genug; denn Hamburg hatte allmählich von außen starke Bevölkerungszuströme erfahren, es war „durchfremdet“, und die Ideen der weiten Außenwelt wirbelten herein. Ahnte mein Vater, daß sich die Sache trotzdem damals kläglich im Sande verlaufen würde?

Aber daneben die großdeutsche Frage! Das Frankfurter Parlament! Erzherzog Johann als Reichsverweser! endlich der dringende Appell an Preußens König: er soll die deutsche Kaiserkrone tragen! Auch für all diese Vergeblichkeiten findet der Mann in Wandsbek kaum ein Wort. Stillschweigend sympathisierte mein Vater gewiß, was den Hamburger Staat betraf, mit den Konservativen; die Namen Ernst Merk, Jenisch, Kirchenpauer nannte er hernach stets mit höchster Achtung, dagegen Wex, den Demokraten, trotz seiner sozialen Verdienste, mit Unbehagen.

war ich doch schon mitgelaufen — er betrat die Börse also schon 17jährig —, machte hier schon manch gutes Geschäft, lernte so manche liebe Menschen kennen“. Die Makler sollen endlich den Schluß des Zuges bilden; er sucht darum nach seinem Vater, nimmt ihn sorglich unter seinen rechten Arm, seinen alten Freund und Gönner Louis Kleinwort unter den linken, und so ging es schiebend und geschoben zur neuen Börse, unter allerlei lustigen Späßen; denn aus allen Fenstern streckten auch hier die geputzten Damen in den Wintertag ihre Köpfe heraus, und man kann nicht immer nur ernst sein. „Erkälten Sie sich nur nicht, meine Damen“! Inzwischen erscholl im neuen Börsengebäude schon die erwähnte Hymne, und jeder Kaufmann suchte sich sorglich in der großen Halle seinen Platz, den er als Standort für immer behaupten will, und der Makler geht hin und her, sich die Plätze zu merken. Es war ein allgemeines Händeschütteln und Beglückwünschen. „Um keinen Preis möchte ich diesen Tag aus meinem Leben missen“, schreibt der 34jährige.

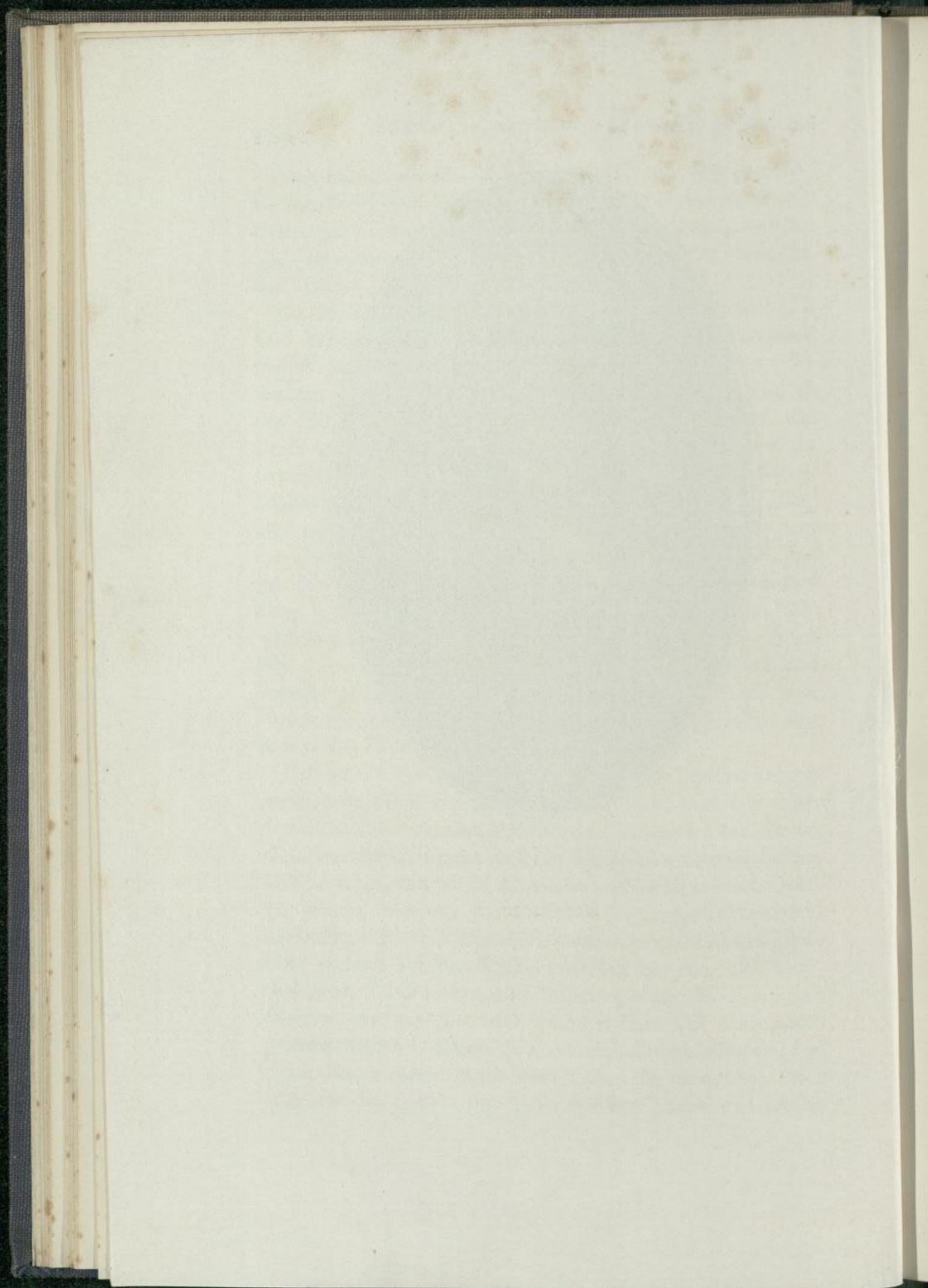
Aber es gab damals auch Krieg, den unglückseligen dänischen Krieg um Schleswig-Holstein, der unmittelbar um Hamburgs Grenzen brandete. Hier bricht das Tagebuch denn doch sein obstinates Schweigen; denn der Krieg bedrohte den Handel.

Am 20. Januar 1848 starb der Dänenkönig Christian VIII. Vier Wochen lang mußten in Anlaß davon in Wandsbek täglich vier Stunden lang die Kirchenglocken läuten. Sie läuteten Unheil. Des Königs Nachfolger will widerrechtlich den Herrn in Holstein spielen. Das Land protestiert, das Reich greift ein, Schleswig will sich von Holstein nicht trennen lassen, und um beide Provinzen geht der Krieg. Schlimm für Hamburg, denn der Däne blockiert die Elbe, aber zum Glück nur mit geringem Erfolg. Vor allem geht der Kornhandel trotzdem munter weiter, welche Freude! und das feindliche Schlachtschiff Gefion, das vor der Elbmündung liegt, wird durch Sturm außer Tätigkeit gesetzt. Ein wichtiges Ereignis, denn es erzeugt den Gedanken: Auch wir brauchen Schlachtschiffe! „Das deutsche Vaterland braucht eine Kriegsflotte,“ so schreibt mein Vater, und viele Hamburger dachten damals gewiß ebenso. Nur Preußen aber konnte die Flotte schaffen!

Der weitere Verlauf der Dinge ist bekannt. Preußen kämpft anfangs siegreich für die gute Sache, zieht aber bei seiner damals so schwankenden Politik seine Truppen plötzlich zurück. Stattdessen kommt als letzte Reichshilfe österreichisches Militär heran, das, wie in Altona, so auch in Wandsbek Quartier nimmt, hier mit 500 Pferden. Dabei gerät Hamburgs Regierung mit den Österreichern selbst in peinlichsten Konflikt, es kam auf der Straße zwischen Bürgern und österreichischen Weißröcken zum Blutvergießen. In Wandsbek dagegen war zunächst eitel Wohlgefallen. Die charmanten österreichischen Offiziere gaben einen Ball und luden ein, und meine Eltern gingen dahin zum Tanze. Sie waren aber doch froh, als das fremdartige Volk von der Theiss und Donau



Der Vater



endlich wieder abzog. Die Einquartierung wurde allzu lästig, und die Leute, die da in Haus und Stall lagen, erwiesen sich nicht etwa als Liebhaber der Sauberkeit, eher lag ihnen das Küchenpersonal am Herzen.

Der ganze vierjährige Krieg zur Befreiung Schleswig-Holsteins aber war schließlich umsonst geführt. Der kleine Däne rückte als stolzer Sieger bis an Hamburgs Grenzen vor, und die himmelblauen Dragoneruniformen zeigten sich wieder prahlerisch und voll Hohn auf den Straßen Altonas und Wandsbeks und in den Gasthäusern. Man nahm es hin, denn man war an die verhaßten Farben seit langem gewöhnt, und zwölf Jahre lang sollte es noch so bleiben. So aber kam es, daß ich die ersten drei Monate meines Lebens Untertan des Dänenkönigs gewesen bin. Wichtiger ist, daß alles dies im elterlichen Hause bei Jung und Alt mächtig den deutschvaterländischen Geist geweckt hat, nicht nur das; es bestand seitdem bei uns das Fremdgefühl gegen Österreich und dagegen die bange Hoffnung, daß von Preußen her einst irgendwie Sicherung unserer politischen Existenz, ja, Herstellung der geschändeten deutschen Ehre kommen müsse.¹

¹ Wie schmäzlich die Dänen damals z. T. mit den deutschen Gefangenen umgingen, erfuhr mein Vater aus nächster Nähe. Sein Hausnachbar und Freund war ein Herr Wittrock; am 2. März 1851 kehrte der in kläglichem Zustand aus der dänischen Gefangenschaft zurück und trat in unser Haus; er war mit 600 anderen bei schlechter Kost sechs Monate lang auf einem Schiff untergebracht worden.